

TILL DEMBECK

EINLEITUNG DES GASTHERAUSGEBERS
MEHR LITERATUR – SPRACHVIELFALT UND
LITERATURWISSENSCHAFT

Die Gegenstände der germanistischen Literaturwissenschaft sind immer nur mehr oder weniger deutschsprachig. Bzw.: ihre Deutschsprachigkeit kann man nicht voraussetzen, sondern sie steht immer schon in Frage. Solche Behauptungen mögen auf den ersten Blick wenig plausibel wirken – und in jedem Fall laufen sie dem Selbstverständnis eines Fachs zuwider, das sich in erster Linie über die spezifische Sprachigkeit¹ ›seiner‹ Texte definiert. Gleichwohl führt kein Weg an der Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der literaturwissenschaftlichen Mehrsprachigkeitsforschung vorbei, aus der die beiden Sätze resultieren. Das ist die Grundannahme der hier versammelten Diskussionsbeiträge.

Dabei soll keinesfalls (nur) von ›Mehrsprachigkeit‹ die Rede sein, also nicht (nur) vom Einfluss anderer Idiome auf (literarische) Texte und deren Präsenz in ihnen. In diesem Sinne hat sich die Mehrsprachigkeitsforschung gut in die ›deutsche Philologie‹ integrieren lassen – insofern man nämlich ›andere‹ Sprachen als funktionale Äquivalente der ›deutschen‹ Sprache auffasst und sich dann dafür interessiert, wie ihre Verwendung zum Beispiel mit Fragen der kulturellen Differenz in Verbindung steht. Forschung, die davon ausgeht, ist und bleibt verdienstvoll. Hier soll es dennoch um etwas anderes gehen – deshalb steht ›Sprachvielfalt‹ im Titel und eben nicht ›Mehrsprachigkeit‹. Es könnte auch ›Nichteinsprachigkeit‹ heißen.

Was ist damit gemeint? In den vergangenen Jahren (beziehungsweise eigentlich schon: Jahrzehnten) haben Arbeiten in der angewandten Sprachwissenschaft, der Soziolinguistik und der Literaturwissenschaft die Annahme grundsätzlich in Frage gestellt, dass Sprachproduktion notwendig an Einzelsprachen gebunden ist – und seien es viele. Das ist wichtig, denn von genau dieser Vor-

1 Für die meines Wissens aktuellste Bestimmung des Begriffs vgl. Robert Stockhammer, Zur Konversion von Sprachigkeit in Sprachlichkeit (langagification des langues) in Goethes *Wilhelm Meister*-Romanen, in: *Critical Multilingualism Studies* 5 (2017), H. 3, S. 13–31, hier S. 15.

stellung hängt die postulierte funktionale Äquivalenz des Deutschen zu anderen in literarischen Texten vorkommenden Sprachen ab: Man orientiert sich, so meint man, wenn man schreibt oder spricht, eben an den Regeln der einen oder der anderen Sprache, und man kann natürlich auch hin- und herschalten. Mehrsprachigkeit ist dann, wie unter anderem David Gramling festgestellt hat, nur die Vervielfältigung von Einsprachigkeit (in dessen an M. A. K. Halliday angelehnten Terminologie: »glossodiversity«)².

Dagegen (und gegen viele der Konzepte, die mit dem von Yasemin Yildiz so getauften »monolingual paradigm«³ verbunden sind) ist viel eingewandt worden. Es mögen hier einige Hinweise genügen: »Je n'ai qu'une langue, ce n'est pas la mienne«, schreibt Jacques Derrida in *Monolinguisme de l'autre*,⁴ und dann: »il n'y a pas d'idiome pur«.⁵ Die *langue*, von der hier die Rede ist, hat man sich, im Grunde gar nicht so fern von Ferdinand de Saussures ursprünglicher Vorstellung,⁶ als hochindividualisiertes Sprechvermögen vorzustellen, das allen von uns jeweils eigentümlich ist und das gerade deshalb als partikular gelten muss (also nicht als *langage*, als allgemeinemenschliches Sprachvermögen), weil es immer schon von konkreten ›anderen‹ herkommt. In der Auseinandersetzung mit diesen ›anderen‹ verändert sich *langue* überdies ständig, und diese durch das Sprechen induzierte Veränderlichkeit erzeugt eine Form der Sprachvielfalt (Gramling nennt sie »semiodiversity«),⁷ die wiederum nicht mit dem Modell von Mehrsprachigkeit als Vervielfachung von Einsprachigkeit verrechenbar ist.

Das alles aber heißt: Es ist für jedes Sprechen konstitutiv, dass es jederzeit die Regeln brechen und in den Bereich des bislang Unsagbaren vorstoßen kann, ja, in dieser Bewegung mag man einen Grundimpuls von Sprechen überhaupt sehen. Die Rhetorik hat dies immer schon gewusst, denn sie hat die Möglichkeit, im Namen des guten (also überzeugenden, situationsangemessenen) Sprechens die Richtigkeit der Sprache aufzugeben, ausdrücklich bedacht.

2 David Gramling, *The Invention of Monolingualism*, New York 2016, S. 31–36.

3 Yasemin Yildiz, *Beyond the Mother Tongue: The Postmonolingual Condition*, New York 2012, S. 2.

4 Jacques Derrida, *Le monolinguisme de l'autre ou la prothèse d'origine*, Paris 1996, S. 13.

5 Ebd., S. 23.

6 Robert Stockhammer hat darauf hingewiesen, dass Saussure in seinen Notizen nicht zufällig durchgängig von *la langue* spricht, ohne deren Sprachigkeit zu thematisieren – und eben nicht von *une langue* oder von *langues* im Plural; Robert Stockhammer, *Grammatik. Wissen und Macht in der Geschichte einer sprachlichen Institution*, Frankfurt a. M. 2014, S. 348–352.

7 Gramling, *The Invention of Monolingualism*, S. 31–36.

Im Grunde argumentieren die hier versammelten Beiträge also von der Warte der Rhetorik gegen eine Übermacht der Grammatik, wenn es um die Frage geht, wie sich die Philologie ihre Gegenstände zurechtlegt. Dass es möglich ist, die Einsprachigkeit eines Textes aufzubrechen, ohne dabei Gebrauch von anderen, als Äquivalenten ›der‹ Sprache des Textes vorgestellten Sprachen zu machen, kann man aber auch wissen, wenn man gründlich über Viktor Šklovskijs Konzept der *ostranenie* (*ostranenie*) nachgedacht hat.⁸ Dies wiederum legt es nahe, einem Vorschlag von Brigitte Rath⁹ zu folgen und von ›Nichteinsprachigkeit‹ zu sprechen: Diese umfasst dann alle jene Bewegungen, die die Integrität von Einzelsprachen beeinträchtigen, sei es durch den Rückgriff auf Anderssprachigkeit (in der frühen Begrifflichkeit Rainier Grutmans: »hétérolinguism«),¹⁰ sei es durch *ostranenie*, sei es durch die Anwendung poetischer *contraintes* wie im Oulipo; nicht einbegriffen wäre allerdings die schiere ›Glossidiversität‹, also jene Art von Mehrsprachigkeit, die glaubt, aus der Vervielfachung von Einsprachigkeit hervorzugehen.

In den folgenden Beiträgen werden die analytischen sowie fach- und kulturpolitischen Konsequenzen einer Vorstellung von Sprachvielfalt als Nichteinsprachigkeit diskutiert. Juliette Taylor-Battys Beitrag pointiert die Kritik an den Kulturpolitiken der Einsprachigkeit und kann so der Philologie die grundsätzliche Reflexion auf dasjenige abverlangen, was oft ganz unbedacht ›eine Sprache‹ heißt. David Martyn befasst sich mit einem Fall von ›Wenigersprachigkeit‹ als spezifischer Form von Literarizität und stellt so, um es im Vokabular der Rhetorik zu formulieren, die Relevanz der *latinitas* für gelungene Literatur in Frage. Am Beispiel mehr oder weniger anglophoner Romane zeigt Birgit Neumann, dass eine nichteinsprachige Perspektive auf Literatur die Funktion von Nichtverstehen neu bedenken muss, weil die Beherrschung ›der‹ Sprache(n) eines Textes als Voraussetzung für das Verständnis nicht mehr vorausgesetzt werden darf. Für Goethes »Märchen« und Hofmannsthals Chandos-Brief schließlich führt Brigitte Rath vor, wie sich entscheidender interpretativer Gewinn ziehen lässt, wenn man die ostentative, dennoch aber fast immer übersehene Nichteinsprachigkeit der Texte ernstnimmt. Am Beispiel eines mehr oder

8 Vgl. Viktor Šklovskij, *Искусство как приём*. Kunst als Verfahren, in: *Russischer Formalismus. Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, hg. von Jurij Striedter, München 1971, S. 3–35.

9 Brigitte Rath, *Speaking in tongues of a language crisis: Re-reading Hugo von Hofmannthal's »Ein Brief« as a non-monolingual text*, in: *Critical Multilingualism Studies* 5 (2017), H. 3, S. 75–106.

10 Rainier Grutman, *Des langues qui résonnent: L'hétérolinguisme au XIXe siècle québécois*, Montréal 1997.

weniger deutschsprachigen Klassikers gehe ich selbst der Frage nach, welche Form von Kulturpolitik sich mit einer dezidiert nichteinsprachigen Schreibweise verbinden kann. Mit alldem verbindet sich, so Rainier Grutmans abschließendes Plädoyer, die Frage, wie eigentlich die Sprache der Philologie selbst beschaffen sein sollte, wenn sie ihren Gegenständen gerecht werden will.